

Evangelisch-Lutherische Kirche in Norddeutschland

8. Tagung der II. Landessynode

Sprengelbericht für den Sprengel Hamburg und Lübeck

Bischöfin Kirsten Fehrs

19. November 2020

Sehr geehrtes Präsidium, hohe Synode,

„Christ ist erstanden“ mitten im November. Osterjubiläum zwischen Buß- und Bettag und Totensonntag. Die Fanfare des Lebens im Grau der kürzer werdenden Tage. Das ist der Grundton, mit dem ich Ihnen einen Einblick geben möchte in das kirchliche Leben im Sprengel Hamburg und Lübeck. Ich möchte Ihnen erzählen von Hoffnungsleuten, die drangeblieben sind an dieser unverwüstlichen Osterhoffnung. Christ ist erstanden. *Der* Christus, der sich hat schlagen lassen, bis ans Kreuz. Der so verwundbar und verletzlich war wie wir es selbst sind. Gerade jetzt empfinden wir das so deutlich. Schmerzlich entstellt von der Dornenkrone – der Dornen-Corona. Wir glauben einen Gott, der dem Menschen unbeirrbar nahe ist in *seiner* Angst und Ohnmacht und in seinem Schmerz.

Und genau in dieser Nähe ist er Grund tiefer Hoffnung. Nicht unbedingt als überschwängliche, jubelnde Osterfreude. Die hatte es ja im Frühjahr schon schwer, als die Kirchen ausgerechnet zum Osterfest geschlossen bleiben mussten. Auch die Zuversicht trägt sozusagen Maske; man erkennt sie nicht immer gleich. Aber sie ist da. Und sie wird gebraucht. Hoffnungsleute, liebe Leute, sind gefragt wie selten.

Verbunden in Trauer und Hoffnung. Das haben wir erlebt, als wir im vergangenen Dezember genau dort waren, wo Jesus die Dornenkrone getragen hat und wo das leere Grab von österlicher Freude und Zuversicht erzählte: in Jerusalem. Wir, das war eine Reisegruppe des Interreligiösen Forums Hamburg: Landesrabbiner Shlomo Bistritzky, Vertreter*innen vom Schura-Vorstand, Aleviten, Buddhisten, Bahai, ein methodistischer Pastor und noch ein paar Evangelische. Singulär, glaube ich, diese Reisegesellschaft. Wir sammelten unzählige, erstaunliche und herzweitende Eindrücke von dieser Reise hin zu den Quellen unseres Glaubens. Ein Erlebnis hat mich besonders berührt und wird mich wohl zeitlebens in diesen November-Gedenktagen begleiten. In der Holocaustgedenkstätte Yad Vashem begegnen wir der 71-jährigen Jana, deren Angehörige allesamt im KZ Theresienstadt umgebracht worden sind.

Mit großer Zugewandtheit begrüßt Jana uns, gerade als interreligiöse Gruppe, und führt uns ganz bewusst in deutscher Sprache durch die Gedenkstätte. Die geballte Konfrontation mit deutscher Schuld lässt uns alle verstummen; wir trauern gemeinsam. Jana versucht, Worte zu finden, die Trost geben. *Sie* tröstete *uns*! Es gehe an diesem Erinnerungsort, sagte sie, natürlich zuerst um die Würdigung des Leids. Aber es gehe auch um das Gedenken an die Überlebenden, um die Hoffnung, die das bedeutet hat. Hoffnung für die Generationen danach, für sie selbst.

Dann hat Jana uns hinausgeführt aus der Gedenkstätte; wir sahen auf das weite, wunderschöne Land; und sie sagte nur ein Wort: Schalom. Geht in Frieden. Diese tiefe Friedenserfahrung trägt uns – und ist uns Ansporn, gemeinsam als Konfessionen und Religionen, Verantwortung für unser Zusammenleben hier in Norddeutschland zu übernehmen.

Frieden, der die Versöhnung sucht – um den geht es auch, wenn alljährlich junge Menschen mit Zivilcourage mit dem Bertinipreis ausgezeichnet werden. Wie tief diese innere Verbindung zwischen unseren religiösen Wurzeln und der Kraft zum Frieden ist, habe ich erlebt, als ich bei der Verleihung des Preises 2020 in meiner Festrede von dieser Begegnung in Yad Vashem erzählte. Eine Gruppe von Schüler*innen aus Harburg kam anschließend aufgeregt auf mich zu. Sie würden Jana kennen; auch sie wären von ihr durch Yad Vashem geführt worden, als sie mit ihrer Klasse in Jerusalem gewesen sind. Auch sie waren zutiefst berührt von dieser starken Frau – und ich wieder-

rum war zutiefst beeindruckt von diesen jungen Menschen, die sich so stark und aufrecht für die Demokratie und die Grundrechte eines jeden Menschen einsetzen – ganz auf Zukunft hin.

Und das passt: Denn Harburg, wo diese Jugendlichen leben, ist nicht nur der südlichste, sondern ein ganz besonderer Teil des Sprengels. Mit idyllisch-ländlichen Gegenden und hoch aktiven Dorfgemeinden einerseits, aber andererseits auch spannungsreichen, herausfordernden Wohnvierteln mit einem Migrationsanteil von rund 45 Prozent. Hierher zu kommen, fühlt sich bisweilen auch an wie eine interreligiöse Reise in unbekanntes Land, ein Land allerdings, in dem nicht gerade Milch und Honig fließen, sondern wo vielfach die Frustration und die Wut wachsen wie Bitterkraut. Nicht umsonst also, dass sich die Schülerinnen und Schüler dort engagieren, gegen Salafismus und jede Art von religiöser Fanatisierung. Großartig und kraftvoll!

Diese Kraft ist es, die uns als religiöse Menschen in dieser Gesellschaft Worte gibt und uns einsteht, wenn Feindseligkeit und Menschenverachtung deutlichen Widerspruch fordern. Nach den Anschlägen von Hanau, als mitten im Hamburger Wahlkampf parteiübergreifender Zusammenhalt gefragt war etwa. Oder nach dem antisemitischen Angriff in Halle, als auch Christinnen und Christen in Lübeck sich symbolisch schützend um die dortige Synagoge herumgestellt haben. Wie wichtig solche klaren Zeichen sind, zeigte auch der interreligiöse Zusammenhalt nach den antisemitischen Spuckattacken, wie Landesrabbiner Bistritzky sie in Hamburg leider erleben musste. Oder die Demonstration „Wir sind nicht still“ gegen Rassismus und Menschenfeindlichkeit in Lauenburg, zusammen mit der Moscheegemeinde und anderen Organisationen. Wie gut, dass es diese klaren Worte gibt; wir dürfen nicht aufhören damit. Und wie gut, dass junge Menschen sich so engagieren und wieder in großer Zahl bereit sind Verantwortung zu übernehmen – auch, aber eben nicht nur für den Klimaschutz.

So hat die Evangelische Jugend trotz Pandemie Freizeiten gewuppt, den Buß- und Betttag gestaltet, eine Chatberatung auf die Beine gestellt und noch so vieles mehr geleistet. Und so sind es im Dezember 2019 25 Jahre, in denen sich jedes Jahr neu drei Hamburger Kinderbischof*innen für Kinderrechte einsetzen und nebenbei lernen, was es bedeutet, *selbst* eine Stimme zu haben. Es gibt so viele echte Hoffnungsleute unter diesen jungen Menschen; wir sollten sie hören!

Überhaupt, das Hören: Diese Erfahrung nehme ich aus den Gesprächen in den Gemeinden, Konventen, Krankenhäusern, aus allen Dialogrunden in den vergangenen Krisenmonaten besonders mit. So sehr unsere Worte, unser Tun, unsere Hoffnungsbotschaft gebraucht und gewünscht werden – zu #hoffnungsleuten sind wir als Kirche gerade dort geworden, wo wir zunächst zugehört und hingesehen haben. Manchmal in aller Ohnmacht und Ratlosigkeit. Dort wo wir hautnah die Erfahrung geteilt haben, wie zutiefst angewiesen wir aufeinander sind, wie sehr wir Nähe brauchen, die Berührung der Herzen und Sinne. Zusammenhalt eben und Nächstenliebe, die den Mundnasenschutz trägt. All das mussten wir nicht predigen, wir mussten es vor allem anhören, Resonanz geben. Gerade im Hören und Verstehen sind wir gesellschaftlich relevant.

So waren wir als Kirche an vielen Orten, auch im Sprengel Hamburg und Lübeck, ganz wir selbst: als wache Zeitgenossin, die ethisch Verantwortung übernimmt, als kulturelle Partnerin, die um die Not der Künstler*innen weiß, als Gesprächspartnerin in Pflegeheimen und Krankenhäusern, so gut es eben ging. Seelsorge ist hier über die persönliche Begegnung hinaus auch verstanden als öffentliche Präsenz von Kirche, die ihrer Hoffnung glaubt. Mit einer Zuversicht, die über die Not hinausgeht. Und auch hinausführt. Das wird in unserer Gesellschaft nach meinem Eindruck dringlicher ersehnt denn je, nicht nur in der Pandemie: Eine seelsorgerische Kirche mit Hoffnungsmenschen. Die um die Sorge wissen und um Angst, Wut und Verzweiflung, und die *zugleich* – nicht darüber hinweg – Trost und Zukunftskraft vermitteln können.

Und dies gilt auch bezogen auf uns selbst. Gott sei Dank gibt es viele Hoffnungsmenschen mit Zukunftskraft, die anpacken. Nach den ernüchternden Zahlen der Freiburger Studie vom Mai 2019

und allemal jetzt nach den finanziellen Einbrüchen in der Pandemie, fragen die Kirchenkreise immer deutlicher: Wie können wir alle schon laufenden Prozesse zusammenbringen?

Vielleicht sind wir auch eine Art „Reisegesellschaft“, die sich durchaus klar darüber ist, dass nicht nur Milch und Honig auf uns warten, sondern eben auch Bitterkraut dabei ist. Dringlich neues Denken und Innovation wird auch verbunden sein mit Einsparung und Verzicht.

Ich denke zunächst an die Kirchenkreise Lübeck-Lauenburg und Hamburg-Ost, die viele Prozesse zusammenhalten müssen: eine herausfordernde Regionalisierung samt Pfarrstellenplanung, einen Gebäudeprozess sowie mittelfristige Finanzstrategien und Haushaltsplanungen für das kommende Jahr. In den Gesprächen mit vielen Haupt- und Ehrenamtlichen, zuletzt auf der Synodentagung des Kirchenkreises Lübeck-Lauenburg wurde deutlich, wie belastend es ist, wenn die Bedingungen eines Personalplanungsförderungsgesetzes direkt vor Ort zur Realität werden und auf einmal der *eigene* Pastor auch für andere Gemeinden tätig ist. Dennoch: Die Bereitschaft, sich konstruktiv auf solche Veränderungen einzulassen ist hoch. Und ich bewundere sehr, wie gesprächsfähig die Ehren- und Hauptamtlichen aufeinander zugehen.

Auch der Kirchenkreis Hamburg-West/Südholstein ist inmitten eines größer angelegten Zukunftsprozesses: Hier haben sich rund 40 Gemeinden zu Beratungsregionen mit jeweils einem externen Berater zusammengetan. Mit allen teilnehmenden Gemeinden finden kollegiale Workshops statt, die im Monatsrhythmus jeweils ein bestimmtes Thema bearbeiten. Aus diesen Workshops kristallisieren sich extrem zukunftsrelevante Fragestellungen heraus, die es dringend zu bearbeiten gilt: Wie gestaltet sich wechselseitige Verantwortung? Was bedeutet Leitung? Wie können wir eine nicht hierarchische, sondern eine funktionale Leitung aufbauen, die Menschen verantwortlich, wertschätzend und aktiv einbezieht? Ein florierender Prozess, der nicht immer leicht, aber wichtig und auch beflügelnd ist.

Alle drei Kirchenkreise denken darüber nach, wie der Zugang der Menschen zu Taufen, Trauungen oder Trauerfeiern einfacher werden kann. Denn viele wissen ja gar nicht mehr, zu welcher Gemeinde sie gehören oder wer für sie zuständig ist. Was liegt da näher, als eine Art Servicestelle einzurichten? „Segensreich“ heißt diese nun in Lübeck-Lauenburg und unter dem Arbeitstitel „Kasualagentur“ haben sich die beiden Hamburger Kirchenkreise zusammengetan. Da geschieht viel Gutes, Konstruktives und Segensreiches.

Aber natürlich sind diese Veränderungsprozesse mit Sorgen und Konflikten, mit Enttäuschung und Frustration verbunden. Hier ist die Herausforderung besonders groß für Kirchenleitende – auf welcher Ebene auch immer. Nämlich Sorgen aufnehmen und zugleich Linie halten, berechnete Anliegen aufgreifen und Pläne auch mal ändern, vor allem geduldig bleiben und mutig Neues denken, wenn man manches verabschieden muss. Die vielen Absagen und Einschränkungen der letzten Monate haben uns vielleicht ein wenig darauf vorbereitet, #hoffnungsleute zu sein und zu bleiben, auch wenn es an mancher Stelle heißen wird: „Das geht jetzt nicht (mehr)!“ Abschiedlich und doch zuversichtlich leben – das ist nicht nur das Novemberthema, sondern auch eine Kompetenz, mit der es gilt, nach vorn zu denken und handeln.

Zum Beispiel Weihnachten! Sehr frühzeitig, schon vor dem Sommer, haben das Amt für Öffentlichkeitsdienst und das Gottesdienstinstitut der Nordkirche das Projekt #hoffnungsluchten entwickelt. Es knüpft an das #hoffnungsläuten vom Frühjahr an und ist schon jetzt erfolgreich: Mehr als 60.000 Hoffnungssterne aus Pappelholz sind inzwischen bestellt worden, die Herstellung kommt kaum hinterher. Der Gedanke: Wenn wir alle Weihnachten schon nicht wie gewohnt feiern können und vieles unsicher ist und infrage steht, dann soll es doch durch eine gemeinsame öffentliche Klammer erlebbar und sichtbar werden: Hoffnung ist lebendig – vor der Kirche, auf Plätzen, im öffentlichen Raum, nah bei den Menschen. Der Gottessohn, geboren im Dunkel der Nacht und unbehaust vom ersten Moment an, wird zum Licht der Welt. Wir tragen es in die Öffentlichkeit unserer Dörfer und Stadtteile, in Heime und Einrichtungen, zu den Menschen, die zu Hause bleiben

(müssen) und machen damit deutlich: Weihnachten ist – gerade in diesem Jahr – mehr als Zimtsterne und Glanz und Gloria. Weihnachten trägt Hoffnung und Licht in die Welt, verbindet und überwindet Grenzen und Ängste. Weihnachten ist Hoffnungsleuchten. Aber ganz abgesehen von Weihnachten haben ja seit März schon Kirchengemeinden Ideen entwickelt, wie auch unter Coronabedingungen Gottesdienstformen möglich sind, haben zum Beispiel digitale Möglichkeiten entdeckt und kreativ genutzt. Großen Dank an das Gottesdienstinstitut, das dafür ein Inspirationspaket gepackt hat. Der Hauptbereich Seelsorge und gesellschaftlicher Dialog hat mit der Hauptkirche St. Petri Hamburg in rasantem Tempo eine Telefonseelsorgehotline auf die Beine gestellt, damit besorgte Menschen einen Ansprechpartner, eine Ansprechpartnerin haben. Herzlichen Glückwunsch auch an dieser Stelle übrigens noch einmal zu 50 Jahren Beratungs- und Seelsorgezentrum an der Hauptkirche St. Petri.

Summa: Die Kirchengemeinden haben – gemeinsam mit den Hauptbereichen – wunderbare Hoffnungszeichen erdacht und umgesetzt. Das #hoffnungsläuten, an dem sich so erfreulich viele Kirchengemeinden beteiligt haben. Die Banner auch, die schon Ende März zu Hunderten vor Kirchen und an Privathäusern hingen und Trostworte der Bibel in die gespenstische Leere der Straßen hinein sprachen.

Nicht zu vergessen die Diakonie, in Lübeck und Lauenburg und Hamburg. Die hat so viel geleistet für Einsame, Pflegebedürftige und Verschuldete, aber auch für Gewaltopfer und Obdachlose. Zusammen mit Reemtsma etwa hat sie die Unterbringung von Obdachlosen in Hotels organisiert. Die Seemannsmission setzte sich für die monatelang auf ihren Schiffen festsitzenden Seeleute ein. Die Evangelische Akademie hat mit einer hochkarätig besetzten Online-Veranstaltung wichtige ethische Fragen der Pandemie aufgegriffen.

Und die vielen, vielen Haupt- und Ehrenamtlichen, die sich in Kirchengemeinderäten und mit ihren Gruppen unter plötzlich völlig anderen Bedingungen auf plötzlich völlig andere Herausforderungen eingestellt haben. Mit Zoom-Konferenzen, WhatsApp-Gruppen oder bemalten Hoffnungssteinen. Andachten to go hingen an Wäscheleinen vor Kirchen, Telefondrähte liefen heiß, Einkaufsgemeinschaften wurden organisiert, Briefe geschrieben, digital chorgeprobt, inbrünstig gebetet und im Garten Konfirmation gefeiert.

Wir sind heraus-gefordert worden. Im ganz buchstäblichen Sinne. Heraus aus der Normalität, aus dem Vertrauten, heraus aus geschlossenen Räumen, heraus aus gewohnten Formaten. Und hinein in die bewusst gestaltete Beziehung zu den Menschen. Zum Gemeinwesen, für das wir Kirche sind. Unser Kirche-Sein in den bisherigen Monaten der Pandemie hat bestätigt, was längst vorher angefangen hat. Es ist gut, wenn wir rausgehen, wenn wir präsent sind im öffentlichen Raum und selbst Begegnungs- und Dialogräume schaffen.

Drei Hamburger Hauptkirchen haben das wunderbare Projekt „Auf die Plätze“ gestartet. Auch der Dialog zwischen Kirche und Wirtschaft, organisiert vom Kirchlichen Dienst in der Arbeitswelt, entwickelt eine ganz neue Dimension. Viel häufiger ist der Austausch geworden, immer an der aktuellen Lage orientiert, manchmal mit gezieltem Blick auf bestimmte Branchen oder etwa auf die Situation einer sich total verändernden Innenstadt.

Beziehungen tragen, die wir über Jahre aufgebaut haben. Auch der Gottesdienst der Künste, gerade vor wenigen Wochen, direkt vor der Schließung der Kultureinrichtungen im Thalia-Theater ganz spontan organisiert, war ein Beispiel dafür, das mich sehr freut. Wie dankbar haben die Stadt und ihre Kulturszene das Signal der Solidarität von der Kirche aufgenommen.

Ein herausforderndes Jahr war das, für uns alle. Aber auch ein Jahr, das in den Gemeinden, den Diensten und Werken und den Kirchenkreisen noch einmal ganz viel Willenskraft und Stärke auf eine neue und sehr berührende Weise zum Leuchten gebracht hat. Die Bedingungen, liebe Geschwister, verändern sich. Unsere Möglichkeiten auch. Manches ist nicht leicht. Aber wir bleiben

#hoffnungsleute, weil wir uns von Gottes Menschenliebe und seiner Liebe zum Leben und zu dieser Welt getragen wissen. Und ganz schlicht, weil wir gebraucht werden.

Heraus-Forderungen gibt es also genug. Da ist es gut, dass Menschen mit ihren guten, manchmal lauten, manchmal leisen Tönen mitmachen und mittragen. Danke an Hans-Jürgen Buhl, Propst im Kirchenkreis Hamburg-Ost, der jetzt im Ruhestand ist und leider keine große Verabschiedungsfeier bekommen konnte. Auch seinen Nachfolger Axel Matyba konnten wir nicht so festlich einführen, wie wir es gewohnt sind. Und wie es ja auch richtig wäre. Neu dazugekommen im Berichtszeitraum ist auch Thomas Kärst als Landeskirchlicher Beauftragter in Hamburg – was für ein Segen, gerade jetzt in der Pandemie mit den vielen staatlichen Regelungen, die da immer praxisgerecht aufgearbeitet und kommuniziert werden wollen.

Alle zusammen haben wir uns als Hoffnungsleute gezeigt und werden das weiter tun. Dafür mein ganz, ganz großer Dank an alle, die mitmachen, mitdenken, mitverantworten. An alle, die glauben, an das Licht der Welt. – Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit.